

Das Leben im Altersheim : neue Lebenschance oder Resignation?

Autor(en): **Zimmermann, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **57 (1986)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-810480>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Leben im Altersheim: Neue Lebenschance oder Resignation?

Dr. Robert Zimmermann, Soziologe, Moosseedorf

«Die Berner Altersheim pensionäre sind mehrheitlich zufrieden.» So oder ähnlich konnte man es am 8. Februar dieses Jahres in den verschiedensten Zeitungen lesen. An diesem Tag berichteten diese nämlich über die Ergebnisse der Studie «Das Wohlbefinden der Altersheim pensionäre im Kanton Bern», die im Auftrag der *Kant. Fürsorgedirektion (FD)* durchgeführt und an jenen Februartagen der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Aus dieser Studie geht hervor, dass sieben von zehn Pensionären der öffentlichen Altersheime im Kanton Bern mit ihrem Leben im allgemeinen zufrieden oder gar sehr zufrieden sind. Besonders zufrieden zeigen sie sich, wenn man sie nach der Wohnsituation fragt und erst recht, wenn man sie bittet, das Angebot an Dienstleistungen in ihrem Heim zu beurteilen. Hier drückten mehr als 90 Prozent der Pensionäre ihre Zufriedenheit mit den Hilfen und Pflegeleistungen aus. Rund vier Fünftel der Pensionäre betrachten das Altersheim als ihr neues Zuhause.

Es ist daher sehr verständlich, dass sich der Fürsorgedirektor über dieses Ergebnis freut. Dennoch empfiehlt auch er – im Geleitwort zu dieser Studie –, den Bericht genauer anzuschauen, um daraus Anstösse zu entnehmen, wie die Lebensqualität der Betagten noch weiter gefördert werden könnte. In meinem Referat möchte ich dem nachkommen und einige Aspekte dieser Studie genauer ansehen. Darüber hinaus werde ich einige grundsätzliche Überlegungen zur Lebenssituation im Altersheim aufzeigen.

Resignative Zufriedenheit oder lebendige Unzufriedenheit?

Als Titel meines Referates wählte ich eine *Frage*: «Das Leben im Altersheim: Neue Lebenschance oder Resignation?» Meine Antwort darauf will ich bereits vorwegnehmen. Beides ist möglich! *Wir* müssen uns allerdings fragen: *Wie möchten unsere Mitbürger* den letzten Teil ihres Lebens wirklich gestalten? Und: *Was wollen wir* – Angehörige der jüngeren Generation und vielleicht verantwortlich für bestimmte Bereiche im Rahmen der Altershilfe – dazu beitragen, dass die alten Menschen in unserer Gesellschaft ein Leben in Würde und Respekt für ihr eigenes Personsein führen können?

Es stellt sich also die Frage: Sind die Heimpensionäre in diesem Ausmass zufrieden, weil sie sich mit ihrem Schicksal – der Not gehorchend – abgefunden haben? Bei mehr als der Hälfte der befragten Berner Heimpensionäre erfolgte der Eintritt notfallmässig, und nur die Hälfte der befragten Pensionäre gab an, sie seien seinerzeit gerne ins Heim eingetreten.

Rosmarie Deutschmann, die den psychologischen Teil der Berner Altersheimstudie durchgeführt hat, interpretiert die hohe Zufriedenheit auch als Resultat einer Anpassung an den Endgültigkeitscharakter des Heims. «Aussagen wie: ‚Ich möchte über das Negative nicht nachgrübeln, ich kann ja nirgendwohin‘ verdeutlichen diesen Zusammenhang.» (Fürsorgedirektion S. 20) Haben wir es hier also mit einer *resignativen Lebenszufriedenheit* zu tun?

Vor einigen Tagen sagte mir eine Heimleiterin, so richtig freuen würde sie sich, wenn ein Heimbewohner oder eine Heimbewohnerin auch mal «ausrufen» würde. Manchmal gehe das auch sehr lange, bis jemand es so richtig wage, seine Meinung auszudrücken. Es geht also darum, dass die Heimbewohner überhaupt die Möglichkeit haben, ihre Wünsche und Bedürfnisse zu äussern und dass man sich auf sie einlässt. Diese Menschen zeigen sich einem Befragter gegenüber vielleicht als unzufriedener, weil sie noch getrieben sind von Wünschen und Bedürfnissen. Haben wir hier vielleicht noch eine *lebendige Unzufriedenheit*?

Prinzipien der humanen Gesellschaft

Es gehört zu den Prinzipien einer *humanen Gesellschaft*, den anderen Menschen als individuelle Persönlichkeit zu respektieren und seinen Bedürfnissen und Interessen grundsätzlich dieselbe Berechtigung zuzubilligen wie den unsrigen. In der Ethik spricht man hier von der goldenen Regel: «Alles nun, was ihr wollt, dass es euch die Menschen tun, das sollt auch ihr ihnen tun.» Den meisten wird dieser Satz vertraut sein. Diese Regel ist uralte und findet sich ja auch in der Bibel (Mt 7,12). Wer es aufgeklärter haben will, möge sich an den Kantschen Imperativ erinnern; in der Soziologie werden diese Aspekte im Rahmen der Theorie kommunikativen Handelns betrachtet. Die Gültigkeit dieses Prinzips grundsätzlicher Gleichheit und Wechselseitigkeit erweist sich gerade im Konfliktfall, wenn unterschiedliche Interessen und Bedürfnisse aufeinander prallen. *Cornelia Kobling*, (1985), die eine Studie über Konfliktsituationen von Heimpensionären mit dem Pflegepersonal in deutschen Altersheimen gemacht hat, formuliert dies so: «Konflikte sind in offener Kommunikation zu regeln, in der jeder die Möglichkeit bekommt, seine Bedürfnisse und Interessen zu artikulieren; in der jeder mit der Bereitschaft des anderen rechnen darf, auch den kontroversen Standpunkt gelten zu lassen; in der jeder eine Lösung anstrebt, die auch vom anderen akzeptiert werden kann. Konflikte human zu regeln heisst also, sich auf das mühselige Aushandeln einer Kompromisslösung einzulassen, die keiner Seite ganz, dafür aber beiden Seiten entgegenkommt.» (S. 20).

Dies zu beachten ist besonders wichtig, wenn der eine Partner eines Konfliktes seine Interessen und Bedürfnisse nicht in gleicher Weise vertreten kann wie der andere, zum Beispiel weil er sich als pflegebedürftiger Heimbewohner in einer extrem abhängigen Position befindet. Hierzu ist es wichtig, dass die Person in der dominanten Stellung ihren Machtvorsprung nicht zur Unterdrückung der Bedürfnisse des anderen ausnutzt. Von den Mitarbeitern eines Heimes – selbstverständlich auch von den Heimpensionären – darin zeigt sich ja gerade, wie weit sie ernst genommen werden – ist daher ein *moralisches oder ethisches Bewusstsein* zu fordern, das Humanität im Umgang von Menschen daran erkennt und danach bemisst, ob sie sich wechselseitig wirklich respektieren. Ich erlaube mir noch einmal *Knobling* (1985) zu zitieren: «Ein Heimmitarbeiter sollte wissen und akzeptieren, dass angesichts der in Lebensgeschichte und Lebenssituation ver-

wurzelten, andersartigen Bedürfnissen und Interessen von Heimbewohnern und Heimmitarbeitern zwischen Mitgliedern beider Gruppen Konflikte unumgänglich sind. Er sollte bereit und fähig werden, ungeachtet der faktischen Machtverhältnisse, Heimbewohnern Raum zur Artikulation ihrer Interessen und Bedürfnisse zu geben, sowie bei Interessegegensätzen eine Kompromisslösung auszuhandeln.» (S. 277)

Dabei ist es von Belang zu wissen, dass Heimbewohner – insbesondere pflegebedürftige und psychisch verlangsamte – oftmals nur unzureichend oder überhaupt nicht in der Lage sind, ihre Bedürfnisse wirklich zu artikulieren. Nicht selten spüren sie lediglich ein Unwohlsein, das sich eventuell in depressiven Zuständen, in allgemeinen Schwächegefühlen, in Orientierungsstörungen, allgemeiner Vergesslichkeit oder dem Wunsch, bald sterben zu wollen, äussert. Viele Studien konnten nachweisen, wie sehr ein Mangel an Selbstkontrolle und Kontrolle der Umwelt den Gesundheitszustand negativ beeinflussen kann.

Der Einsatz von standardisierten Fragebogen

Zu einem Teil widerspiegelt sich dieses Dilemma direkt auch in der Studie der Fürsorgedirektion (FD) selber. Mit einem *vorstrukturierten Fragebogen*, der in der Regel lediglich eine Beantwortung vorgegebener Antwortalternativen zulässt, wurden 683 nach dem Zufallsprinzip ausgewählte Heimpensionäre sämtlicher 86 öffentlichen Altersheime im Kanton Bern befragt. Untersuchungen grösserer Bevölkerungsgruppen und statistisch gültige Vergleiche können nur mit einem solchen Erhebungsinstrument durchgeführt werden. Befragungen solcher Art unterliegen aber auch systematischen Mängeln. Sie vermögen oft gewisse Aspekte nur an der Oberfläche zu erfassen, und die Antworten sind manchmal eher das Ergebnis sozial erwünschter als wirklich subjektiv empfundener Vorstellung. So dürften die Antwortmuster auf Fragen der Zufriedenheit zur Lebenssituation im Heim Resultat einer allgemeinen gesellschaftlichen Erwartung sein. Die standardisierte Befragung im Rahmen der FD-Studie versuchte diesem Problem allerdings insofern gerecht zu werden, als dass sie mit sehr verschiedenen Fragestellungen versuchte herauszufinden, wie die Pensionäre ihre Lage wirklich beurteilen. So konnte auch in dieser grösseren Befragung neben der in hohem Ausmass geäusserten Zufriedenheit ein allgemeines *Kontaktdefizit* zu Angehörigen, Freunden und Bekannten ausserhalb des Heimes, aber auch zu Mitbewohnern und zum Heimpersonal festgestellt werden. Ebenfalls konnte ermittelt werden, dass die Heimbewohner ein *geringeres Ausmass an Aktivitäten* und Beschäftigungen pflegten als es ihnen von ihrem gesundheitlichen Zustand her möglich gewesen wäre.

Ein vertieftes Bild erhält man aber nur, wenn man sich zusätzlich noch Zeit nimmt, bei einzelnen Fragestellungen zu verweilen. Dies gilt insbesondere für Befragungen von älteren und abhängigen Menschen. Sie brauchen Zeit, um Vertrauen zu fassen und über ihre eigene Situation nachdenken zu können. Vielen gelingt es gar nicht, weil sie sich eine Situationsänderung gar nicht vorzustellen vermögen. Es verdient daher besondere Beachtung, dass es die FD nicht bei der repräsentativen Befragung bewenden liess, sondern noch zusätzlich von einer Psychologin im Rahmen einer Vorstudie – leider nicht auch nachher – in 10 ausgewählten Altersheimen *freie Explorationsgespräche* durchführen liess. Hier zeigten sich denn auch bemerk-

wenswerte Zwischentöne. So heisst es im Bericht der FD: «Konkrete kritische Äusserungen werden von den Befragten (im Rahmen der psychologischen Explorationsgespräche, R.Z.) nur sehr zögernd gemacht. Was als nicht angenehm erlebt wird, wird eher andeutungsweise ausgesprochen und meist sofort wieder zurückgenommen oder entschuldigt; Unzufriedenheiten werden eher dem eigenen Gesundheitszustand oder anderen, ‚aufsässigen‘ Mitbewohnern zugerechnet.» (S. 20) Kontakte zu den Mitbewohnern scheinen danach häufig getrübt zu sein durch Streitigkeiten, Missgunst und Neid der Pensionäre untereinander. Dafür wird die Beziehung zum Heimleiter oder der Heimleiterin unverhältnismässig emotionell beladen. Hier zeigen die Heimpensionäre sich manchmal wie kleine Kinder im Verhältnis zu ihren Eltern, dafür erweisen sie sich dann unter Umständen dem übrigen Personal gegenüber als ungerechtfertigt kritisch bis nörglerisch. Ob die Heimleiter da immer die Grösse haben, solche manchmal fast kindlichen Zuwendungen in die Schranken zu weisen und dafür Sorge zu tragen, dass die emotionalen Zuwendungen gerechter an die Mitpensionäre und an das ganze Personal verteilt werden, mag bezweifelt werden. Das soll nicht heissen, dass hier einem allgemeinen «Immerfröhlich-und-dankbar» das Wort geredet werden soll, sondern im Gegenteil: Mehr Emotionalität und Direktheit in der Auseinandersetzung da, wo man auch entsprechende Empfindungen hat, ohne Sanktionen fürchten zu müssen, sollte die Devise sein.

Die Gefahr der Überversorgung

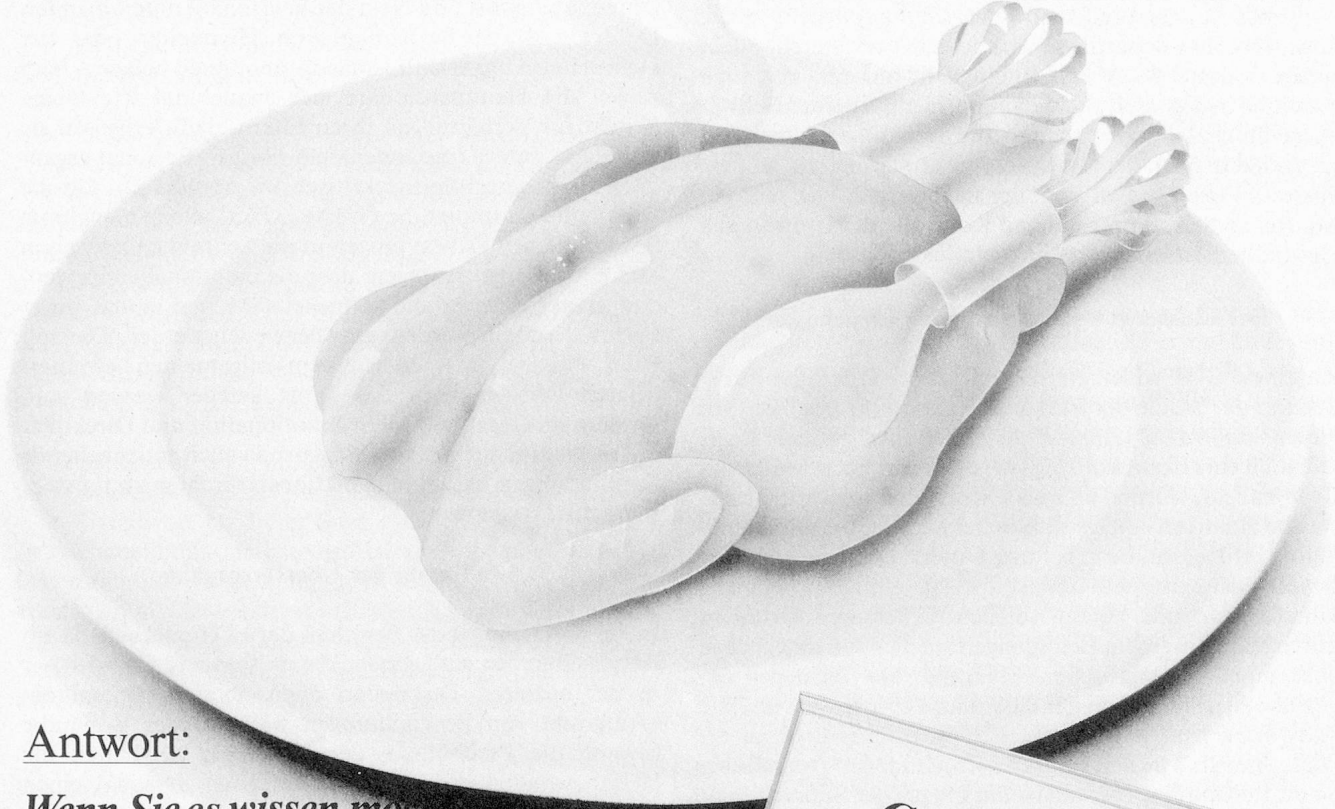
In der Kurzfassung des Berichtes der FD findet sich da ein Passus, über den wir nachdenken müssen und über den wir in der späteren Diskussion auch noch reden sollten. «Aufgrund von Beobachtungen während der Vorstudie gewann die Psychologin den Eindruck, als hätten die Heimbewohner und das sie betreuende Personal einen Vertrag nach dem *Motto* «*Lieb sein um jeden Preis*» miteinander abgeschlossen. Auf der einen Seite fällt es jenen älteren Personen, die schon zu einer Gehorsamkeits- und Dankbarkeitshaltung erzogen wurden, im Alter noch schwerer, Wünsche, Ärger oder Kritik zu äussern, andererseits schützt sich das Pflegepersonal durch anhaltende Freundlichkeit davor, sich wirklich mit den Heimbewohnern als gleichberechtigten Partnern auseinanderzusetzen zu müssen. Diese zudeckende Freundlichkeit wirkt sich also eher hinderlich für die Herstellung «normaler» Beziehungen aus.» (S. 49)

Diese Beobachtungen sind übrigens nicht einmalig für die Berner Altersheimbevölkerung, sondern sie finden sich immer wieder bei Studien zu Lebenssituationen alter Menschen im Heim. Besondere Zwänge als Folge des Nachlassens körperlicher und/oder psychischer Fähigkeiten, tatsächliche oder vermeintliche Zwänge, die sich aus der Architektur, den personellen Bedingungen und dem organisatorischen Ablauf in einem Heim ergeben, können einen verhängnisvollen Kreislauf hervorrufen.

Wissenschaftliche Analysen und allgemeine Beobachtungen zur Lebenssituation und zu Kommunikationsstrukturen in den Heimen haben aber nicht zum Ziel, das negative Image, das Altersheime in der Bevölkerung tatsächlich immer noch haben, wissenschaftlich zu untermauern oder gar zu verstärken. Das Gegenteil ist beabsichtigt. Wir können daraus nämlich ableiten, *auf welchem Weg ein humanerer Umgang mit unseren hilfsbedürftigen älteren*

Frage:

**Wie kommt es, dass Witwe Bolte nach
10 Jahren Seniorenheim immer noch glaubt,
3x täglich im «First Class» Restaurant zu essen?**



Antwort:

**Wenn Sie es wissen möchten,
dann sollten Sie unbedingt noch heute
die Informations-Broschüre
«Speisenverteilung im Spital und Heim»
kostenlos anfordern!**

Coupon

Bitte senden Sie mir kostenlos die CALDOMET®
Informations-Broschüre
«Speisenverteilung im Spital und Heim».

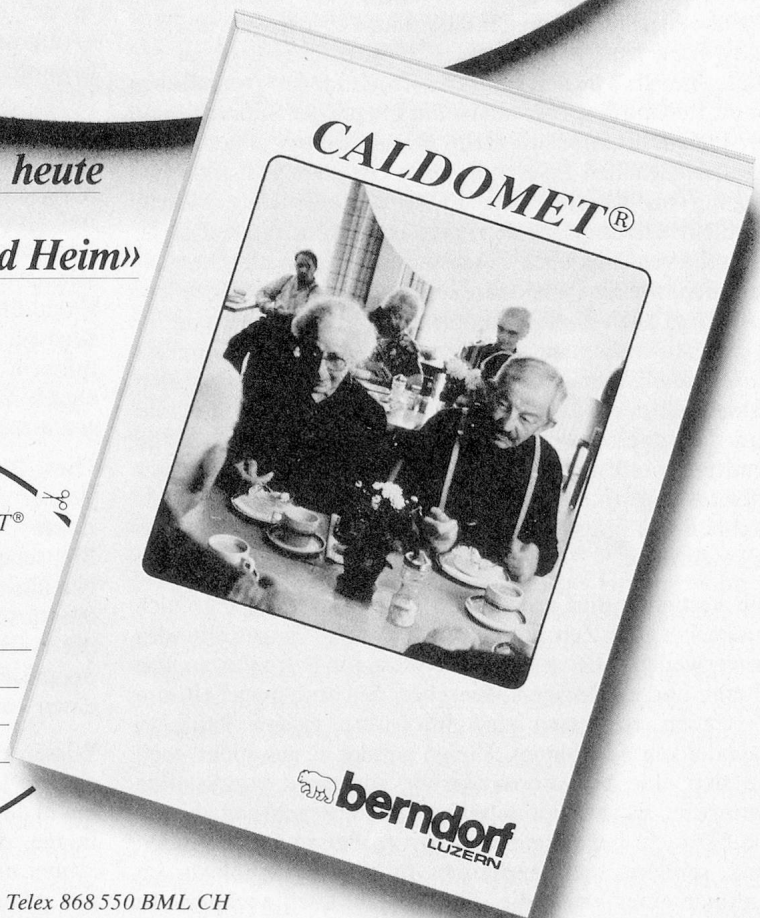
Name/Vorname: _____

Spital/Heim: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Einsenden an: Berndorf Luzern AG,
CH-6014 Littau



Berndorf Luzern AG, CH-6014 Littau, Tel. 041/57 35 35, Telex 868 550 BML CH

Menschen zu erreichen ist. Ziel soll es ja sein, dass jeder ältere Mensch soviel Freiheit und Autonomie wie möglich hat. Alterseinrichtungen brauchen nicht notwendigerweise ihre Pensionäre voll abhängig zu machen. Im Gegenteil: Es ist durchaus möglich, dass Alters- und Pflegeheime ein grösseres Ausmass an Unabhängigkeit als die Lebenssituation zu Hause ermöglichen können.

Vorstellungen zur Betreuung älterer Menschen gehen demnach immer mehr davon weg, umfassende Versorgung und Betreuung anzubieten. Es wird zunehmend mehr erkannt, dass ein umfassendes Angebot an Pflege die Betreuten noch abhängiger machen kann. Einrichtungen, die dagegen von der – heute doch weitgehend anerkannten – Devise «Fördern durch Fordern» ausgehen, können deutliche Erfolge aufzeigen. Heimpensionäre, die einen grossen Teil der alltäglichen Verrichtungen, zum Beispiel Frühstück und Abendessen zubereiten, Betten machen, Zimmer reinigen – ganz nach ihrer alten Gewohnheit –, weiterführen können, *erleben den Vorteil einer gesicherten und beschützten Umgebung und können dabei aber gleichzeitig ihre körperlichen und psychischen Kräfte noch voll gebrauchen.* Verschiedene Studien, zum Beispiel von Gurewitsch (1983) im Schwabgut in Bern, konnten einen Zusammenhang zwischen einem solchen Gefordertsein und geringerer Pflegeabhängigkeit aufzeigen. Unabhängige Menschen erleben eine kürzere Zeit von Pflegeabhängigkeit. Unabhängige Menschen sind psychisch stabiler und eher in der Lage, auch Hilfen zu geben. Dabei verursachen sie erst noch weniger Kosten.

In vielen Heimen gelingt es, Heimbewohner auch noch zu solidarischer Mithilfe bei Hausarbeiten und Küchenarbeiten, Unterstützung bei grundpflegerischen Leistungen und übrigen gemeinschaftlichen Aktivitäten zu gewinnen. Damit kann erreicht werden, dass der einzelne Heimpensionär ein Gefühl der Solidarität für seine Mitpensionäre und die Belange des Hauses bekommt. Es ist daher sinnvoll, alltägliche Arbeiten in den Zimmern, in den Gemeinschaftsräumen, in der Küche und solche im Rahmen des Zusammenlebens nicht allesamt an spezielle Dienstleistungen zu delegieren. Bei einem solchen Einbezug der Heimpensionäre gehört viel Empathie und Akzeptanz für die besonderen Bedürfnisse, Ängste und individuellen Lebenserfahrungen aller Beteiligten dazu.

Voraussetzung dazu ist, dass das Heim für den alten Menschen ein Wohnort ist, an dem er sich wohl fühlt und wo es für ihn eine Selbstverständlichkeit wird, seine eigenen Kräfte und Initiativen voll zu nutzen. Heimbewohner erleben ausserdem ihr Zusammenleben um so befriedigender, je mehr sie dieses selber gestalten können und je mehr dieses Zusammenleben auch von Respekt und Verständnis füreinander getragen ist. Die Mitarbeiter in einem solchen Heim können zu einer solchen optimaleren Lebensgestaltung wesentlich beitragen. Die Heimorganisation, das Heimpersonal und die Architektur verstehen sich daher grundsätzlich als unterstützend und nicht als einengend. Voraussetzung für ein solches Wohlbefinden ist aber auch das Wissen für die Heimbewohner, in schwierigen Situationen getragen zu sein, das heisst insbesondere, in ihrer neu gewonnenen – und inzwischen zu ihrem Daheim gewordenen – Umgebung bis zu ihrem Tode bleiben zu können.

Ansätze zu solchen flexibleren und offeneren Heimstrukturen finden sich schon verschiedentlich. Die Regel ist es jedoch noch nicht. Eine *deutliche Überversorgung* von Heimbewohnern war zum Beispiel ein markantes Ergebnis

der Nationalfonds-Studie, an der ich mitgewirkt habe (Zimmermann, 1982). Eine solche Tendenz zur Überversorgung wurde nun ebenfalls für die untersuchten Heime im Kanton Bern festgestellt. Diese zum Teil unnötigen Hilfeleistungen werden zwar von den Pensionären als angenehm empfunden. Sie bergen aber die Gefahr in sich, dass die eigene Leistungsfähigkeit verkümmert. Vom Heimpensionär mehr Mitarbeit und eigene Leistung zu erwarten, wird von dem Betroffenen dagegen häufig als unangenehm empfunden, weil er glaubt, mit dem Heimeintritt schliesslich eine volle Versorgung eingekauft zu haben. *Längerfristig dürften sich jedoch diejenigen, die man zum Mittragen angehalten hat, wohler und vor allem ernster genommen fühlen.*

Die Aufnahmebedingungen für das Heim überdenken

Ein weiterer wichtiger Punkt sei noch angemerkt. Das Altersheim und das Pflegeheim sind ein *Teil innerhalb der Kette von verschiedenen Dienstleistungen* zur Betreuung und Pflege hilfebedürftiger älterer Menschen. Der starke Rückgang an Sterblichkeit in den früheren und mittleren Lebensjahren erreichte, dass viele – sehr viel mehr als früher – ein hohes Lebensalter erreichen. Hohes und vor allem höchstes Alter heisst aber auch für viele, dass sie eine beträchtliche Zeit ihres Lebens noch auf Hilfe von Drittpersonen angewiesen sind. Viele ältere Menschen erhalten daher Hilfe von ihren Töchtern oder Schwiegertöchtern. Diese *familiären Hilfen* sind häufig ungeheuren Belastungen ausgesetzt. Wer immer mit solchen Personen zu tun hat, weiss darum, und verschiedene Untersuchungen können dies auch belegen. Viele Töchter und Schwiegertöchter erbringen hier einen Dienst, der kaum Anerkennung bekommt. Die helfenden Beziehungen sind oft noch mit Schuldgefühlen und gestörten Mutter-Tochter-Beziehungen beladen. Wird dann in einer Krisensituation eine Altersheimweisung vorgenommen, mögen sich noch solche Schuldgefühle verstärken. Diesen Angehörigen können die *spitalexternen Dienste* eine wichtige unterstützende Hilfe sein. Eine wichtige Hilfe kann aber vor allem ein *offenes Altersheim* sein, wo es möglich ist, diese Angehörigen zeitweise zu entlasten und allenfalls eine Aufnahme allmählich und in gegenseitigem Gespräch vorzubereiten.

Viele Heime haben die Notwendigkeit erkannt, die *Aufnahme* mit viel Umsicht und Verständnis für diesen – von den meisten nicht erwünschten – Schritt vorzubereiten. Das Aufnahmeverfahren in ein Altersheim oder ein Krankenhaus wird allerdings noch erschwert, weil man selten genau sagen kann, wann einer der begehrten Plätze frei wird. Viele der betroffenen älteren Menschen selber, deren Angehörige oder Helfer nehmen dann schon frühzeitig eine Anmeldung vor. Eine solche Anmeldung löst aber bei den älteren vielfach falsche Hoffnungen und manchmal auch Angst aus. Es ist also befriedigender für alle Seiten, eine Heimaufnahme nur dann ernsthaft in Erwägung zu ziehen, wenn wirklich eine Notwendigkeit und der Wunsch danach vorhanden ist; das heisst aber: es braucht dazu genaue Abklärungen und verschiedene Gespräche. *Dem Heimkandidaten muss Zeit gelassen werden, sich mit seiner Aufnahme vertraut zu machen.* Er muss wissen, was ihn erwartet. Es sollte daher nicht vorkommen, dass ein älterer Mensch bei seiner Aufnahme zum ersten Mal ein Heim betritt und seinen Betreuern zum ersten Mal begegnet. Dies gilt für Patienten, die von zu Hause kommen, wie für solche, die sich schon längere Zeit im Spital aufhielten. Als Vorbereitung sehr bewährt haben

sich Ferienaufenthalte bzw. Probewohnen im Heim, Tagesaufenthalte, regelmässige Essenseinnahmen und Besuche von Freunden und Bekannten im Heim. Wenn klare Lösungen angestrebt werden, sind spitalexterne Betreuer und Angehörige in der Regel gut zu motivieren, für die Zeit bis zu einer Aufnahme behilflich zu sein.

Bei der Diskussion darüber, wer in die Heime aufgenommen werden soll, wird immer wieder nach *objektiven Dringlichkeitskriterien* verlangt. Verschiedene Hilfsbedürftigkeits- und Pflegebedürftigkeitsskalen sowie Tests zur Erfassung der geistigen Leistungsfähigkeit sollen genau Aufschluss geben können, welche Dienstleistungen adäquat seien. Erfahrungen aus der Praxis und die Ergebnisse der gerontologischen Forschungen zeigen hier jedoch immer wieder, wie komplex die Zusammenhänge sind und wie sehr einzelne Faktoren – wie zum Beispiel Aspekte der psychischen Befindlichkeit – den allgemeinen Zustand beeinflussen können. Gerade bei sogenannten senil dementen bzw. psychisch veränderten Menschen können eine realitätsgerechte Beurteilung und ein entsprechender Umgang erstaunliche Resultate erbringen.

Ich halte auch die Kosten-Nutzen-Vergleiche zwischen stationärer und spitalexterner Betreuung für überdenkenswert. Es ist nämlich oft schwer vorzusagen, ob ein Pflegebedürftiger zu Hause nach einem Übertritt ins Heim wirklich noch das gleiche Mass an Pflege braucht: manchmal benötigt er mehr und nicht selten sogar weniger. Es gibt sicher Situationen, wo es besser ist, jemanden vorzuziehen, bei dem die Situation scheinbar weniger dringlich ist, der aber für die Aufnahme motivierter ist. Dafür sollte es dann aber auch möglich sein, jemandem, der eine Heimaufnahme gar nicht wünscht, eine spitalexterne Pflege zu geben, auch wenn die Kosten allenfalls diejenigen in einem Heim übersteigen.

Die Bereitschaft, sich gegenseitig zu respektieren

Zum Schluss meiner Ausführungen möchte ich noch einmal auf meine Ausgangsfrage zurückkommen: Ist das Leben im Altersheim ein Grund zur Resignation oder gar eine Chance zur Erlangung neuer Lebensqualität? Meine Ausführungen dürften deutlich gemacht haben, wie falsch es wäre, aufgrund von irgendwelchen empirischen Daten oder Beobachtungen aus der Praxis Verallgemeinerungen vorzunehmen. Es stellt sich eher die Frage nach der Einstellung, die wir dem Menschen im Alter – auch dem hilfsbedürftigen – gegenüber haben. *Sind wir bereit, seine Bedürfnisse und seine Einwände, auch wenn sie in eigentümlich hilfloser und vielleicht aggressiver oder versteckter Art vorgebracht werden, ernst zu nehmen?* Eine Bereitschaft, sich gegenseitig voll zu respektieren und leben zu lassen, bringt den Bewohnern von Altersheimen Befriedigung und den Mitarbeitern im Heim Zufriedenheit mit ihrer Arbeit.

Literaturangaben

Fürsorgedirektion des Kantons Bern: Das Wohlbefinden der Altersheim-pensionäre im Kanton Bern. Kurzfassung redigiert aufgrund des Untersuchungsberichtes von W. Schweizer, R. Deutschmann und V. Blücher. Bern 1985.

Gurewitsch, Eleanor: Höhere Lebensqualität – niedrigere Pflegekosten. Ergebnisse einer Retrospektivstudie. Verein für die Betreuung Betagter, Bern-Bümpliz 1983.

Knobling, Cornelia: Konfliktsituationen im Altenheim. Eine Bewährungsprobe für das Pflegepersonal. Lambertus, Freiburg 1985.

Zimmermann, Robert: Integration in der offenen und geschlossenen Altershilfe. Haupt Verlag, Bern 1982.

In der Reihe Schriften zur Anthropologie des Behinderten ist im VSA Band V erschienen unter dem Titel

Selber treu sein

Personalität als Aufgabe

Dieser interessante fünfte Band der Reihe enthält Texte von Imelda Abbt, Kaspar Hürlimann und Rudolf Zihlmann. Im Vorwort schreibt Martin Meier, Bern, der Präsident des VSA: «Es entsteht ein neues Bedürfnis nach Wert und Sinn. Wir sollten uns fragen lassen, wie weit der Top-Service unserer Heime Wesentliches hinterlässt. Was steckt hinter den Erziehungstechniken, therapeutischen Verfahren, hinter Ergotherapie, Physiotherapie und Sterbehilfe? Steht der «Klient» oder «Patient» trotz allen gutgemeinten Anstrengungen in den eigentlichen Fragen seines Lebens nicht allzu oft alleine da? Der VSA freut sich, dass in diesem Buch das innerste Anliegen seiner Arbeit aufgegriffen wird. Wir wollen dafür einstehen, dass in unseren Heimen das Menschsein und die Menschenwürde geachtet und vertieft wird. Sollen Heime zur Heimat werden, so ist in ihnen, wo so viel Macht, Ohnmacht, Anklage, Rechtfertigung, Leid und Freude, Zweifel und Hoffnung zusammenkommt, eine menschliche Nähe zu pflegen, die spürbar da ist».

Band V ist zum Preis von Fr. 13.50 beim Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, zu bestellen, wo auch alle übrigen Bände dieser Schriftenreihe erhältlich sind. (Ohne Porto und Verpackung!)

Bestellung

Wir bestellen hiermit

- Expl. Band I
«Geistigbehinderte-Eltern-Betreuer»
4 Texte von Dr. H. Siegenthaler Fr. 10.60
- Expl. Band II
«Erziehung aus der Kraft des Glaubens?» – Texte von
Imelda Abbt, Norbert A. Luyten, Peter Schmid
u. a. Fr. 14.70
- Expl. Band III
«Begrenztes Menschsein» – Texte von O. F. Bollnow,
Hermann Siegenthaler, Urs Haeblerlin u. a. Fr. 18.60
- Expl. Band IV
«Staunen und Danken» – Fünf Jahre Einsiedler-Forum
des VSA Fr. 19.—
- Expl. Band V
«Selber treu sein» – Texte von Imelda Abbt, Kaspar
Hürlimann, Rudolf Zihlmann Fr. 13.50

Name und Vorname _____

Genauere Adresse _____

PLZ/Ort _____

Unterschrift, Datum _____

Bitte senden Sie diesen Talon an das Sekretariat VSA,
Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.